

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostdeutschen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Notationsdruck der Gruenauer'schen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 10. Oktober 1901.

(Nachdruck verboten.)

Geld.

Novelle von M. Böhm e.

Der alte Konsistorialrath Preekmann saß auf dem Balkon seiner Villa in Leipzig-Gohlis und lauschte andächtig den reichen, wundervollen Akkorden einer Händel'schen Komposition, die seine jüngste Tochter Helene in vollendetem Spiel dem Flügel entlockte. Der alte Herr war ein eifriger Musikenthusiast; seiner Tochter zu Liebe, die schon als Kind eine ungewöhnliche musikalische Begabung entwickelte, und die das Konservatorium besuchen wollte, hatte er nach seiner Pensionierung seinen Wohnsitz nach Leipzig verlegt, wo er auf seinem kleinen idyllischen Besitztum nun seine Tage zu beschließen hoffte.

Soeben verbrauchten die vollen, majestätischen Akkorde der Schlußcadenz. Nach einer Weile wurde der Flügel geschlossen und Helene trat aus dem Musikzimmer zu dem Vater auf den Balkon hinaus.

Es war ein herrlicher Spätnachmittag im Juli. Die Sonne lag warm und still, wie schlafend, auf dem grünen Sammetrasen des sorgfältig gepflegten Vorgartens. Muntere Vogelstimmen erfüllten die goldig glimmernde Sommerluft und ganze Wolken süßer Rosen- und Nesebendüfte wehten aus den Blumenbeeten unten zum Balkon hinauf.

„Ich meine, so schön wie in diesem Jahr hätten die Rosen noch garnicht geblüht!“ sagte Helene und bog sich etwas über das eiserne Gitter des von einer grau-roth gestreiften Persienne überschatteten Balkons. „Schade, daß die Mutter das nicht mehr sieht! Wie würde sie sich über die Pracht ge freut haben!“

„Ich dachte vorhin dasselbe,“ entgegnete der alte Herr wehmüthig. „Wenn wir die Mutter noch hätten, wüßte ich überhaupt nicht, was uns noch zu einem vollkommenen Glück fehlte. Etwas muß immer zu wünschen übrig bleiben und irgend ein Mangel und ein Leid muß immer sein, damit uns der Abschied dermaleinst nicht gar zu schwer fällt. Die Welt ist so wunderschön —“

Helene nickte, und während sie unverwandt auf die duftende Flut der Rosenblüte und in die Fülle des frühlichen, duftenden Grüns zu ihren Füßen blickte, ging ein seltsames Gefühl durch ihre Seele, irgend ein unbekanntes wehmüthiges Ahnen, daß die köstliche, friedvolle, behagliche Gegenwart nur ein Stadium sei, dem eine andere, weniger ruhige, weniger glückliche Zukunft folge; aber die Empfindung war zu unklar, als daß sie sie in Worte kleiden konnte.

In diesem Augenblicke trat das Dienstmädchen herzu und brachte eine Karte.

„Frau Abelheid Schüzgel-Warren, Stiftsdame,“ las der Konsistorialrath. „Kennst Du die Dame, Venchen?“

Helene schüttelte den Kopf. „Ich höre den Namen zum ersten mal.“

„Vielleicht eine Dame, die uns Grüße von Propst Reebe überbringt, — Du erinnerst Dich wohl seiner, er hat uns oft in K. besucht. Er ist Patron des abligen Damenstifts in K. —“

„So wird es sein,“ sagte Helene, „Du hast die Dame doch in den Salon geführt, Guste?“

Das Mädchen bejahte. Helene band die große schwarze Hausschürze ab und schickte sich an, zu gehen. „Kommst Du mit, Vater?“

„Gleich! Geh nur voran, Kind.“

Inmitten des zur ebenen Erde belegenen Empfangszimmers erhob sich bei Helenens Eintritt eine ältere, schwarz gekleidete Dame und eilte mit ausgestreckten Händen auf sie zu.

„Mein liebes, gnädiges Fräulein, verzeihen Sie, daß ich Sie zu einer so ungewöhnlichen Stunde überfalle und wahrscheinlich sogar störe,“ rief sie. „Seit einem halben Jahr bin ich, dem Vorsatz nach, täglich auf dem Weg zu Ihnen, um Ihnen die mir aufgetragenen Grüße von —“ sie nannte die Namen einiger auswärtigen Bekannten der Familie Preekmann — „zu überbringen. Ja, ich wollte längst zu Ihnen kommen, aber Sie glauben nicht, liebes Fräulein, wie schwerfällig und beinahe menschen scheu man wird, wenn man, wie ich, durch traurige Ereignisse und herbe Erfahrungen gezwungen wird, längere Zeit auf jeden Verkehr zu verzichten. . .“ Bei diesen Worten führte die Stiftsdame ihr stark parfümirtes Taschentuch an die Augen. „Auch heute wurde mein Entschluß, Sie aufzusuchen, eigentlich nur durch einen Zufall herbeigeführt. Ich hatte hier in Gohlis zu thun, und wie ich an Ihrer Villa vorbeigehe, höre ich ein meisterhaftes Klavierspiel. Die Komposition — es war doch Beethoven —“

„Händel!“ berichtigte Helene.

„Ganz recht, Händel, ich versprach mich — also Ihr unvergleichliches Spiel ergreift mich doppelt, weil es ein Lieblingsstück meines verstorbenen Mannes war, daß er noch in seinen letzten Lebenstagen wiederholt spielte. Wie ich noch vor dem Gitter auf und ab gehe, fällt mein Blick plötzlich auf den Namen an der Pforte: Konsistorialrath Preekmann. — Ach — hören Sie — Sie dürfen mir glauben, ich war so erfreut über das Zusammentreffen, als ob mir jemand ein großes Geschenk gegeben hätte. — Doch — vor allem — lassen Sie mich für den großen Genuß, den Sie mir durch Ihr herrliches Spiel bereitet haben, danken, liebes Kind! Sie sind mehr als eine Meisterin auf Ihrem Instrument, Sie sind eine Künstlerin, eine wahre, vollkommene, gottbegnadete Künstlerin!“

Sie drückte Helene, die halb verlegen, halb geschmeichelt lächelte, enthusiastisch die Hand.

Helene war sonst nicht gerade empfänglich für Schmeicheleien, aber im Punkt ihrer Kunst hatte sie eine kleine Schwäche. Außerdem war sie eine viel zu arglose, schlichte, unbefangene Natur, um in der affectirten, phrasenhaften Sprechweise der Fremden etwas anderes, als ein wenig übertriebene Freundlichkeit zu erkennen.

Während sie neben der Stiftsdame auf dem kleinen Sopha Platz nahm, ließ sie den Redestrom derselben geduldig an sich vorüber rauschen.

Als der Konsistorialrath nach wenigen Minuten eintrat, schellte Frau Schüzel-Warren wieder empor und begrüßte ihn in ähnlicher Weise wie Helene, wobei sie sich wieder auf jene, den Preekmanns oberflächlich befreundeten auswärtigen Familien berief. Als bald war eine von der Stiftsdame geschickt geleitete Unterhaltung im Gange; während sie sprach, wanderten ihre runden, hellen, beweglichen Augen von einem Gegenstand des mit altmodischer Eleganz ausgestatteten Salons zum andern.

„Sie haben hier ein herrliches Besitztum, Herr Konsistorialrath,“ rief sie, „ein Juwel, ein Schmuckkästchen, ein kleines Eldorado! Wie ruhig und glücklich müssen Ihre Tage in diesem lieblichen Winkel dahinfließen!“

„In der That, wir leben wie Gott in Frankreich,“ sagte der alte Herr lächelnd. „Grade vorhin äußerte ich mich in diesem Sinn zu meiner Tochter. Wenn nicht die Trauer um meine liebe entschlafene Frau uns immer noch wehmüthig stimmte, könnten wir beinahe übermüthig werden, so gut gefällt es uns hier. Gott wolle, daß es so bleiben möge!“

„Ach ja, wir Alten sind konservativ. Wir scheuen schon deshalb jede Veränderung des status quo, weil sie uns Unruhe bringt und uns aus unserer Behaglichkeit rüttelt. Die Jugend denkt über diesen Punkt anders, nicht wahr, Fräulein Preekmann?“

„Wie so?“ fragte Helene. „Ich denke genau wie Vater und danke dem lieben Gott, wenn er uns alles so läßt, wie wir es jetzt haben.“

„Aber liebes Fräulein, das kann ich Ihnen nicht glauben,“ rief Frau Schüzel, indem sie Helene schalkhaft zunickte. „Jedes junge Mädchen hat doch seine Illusionen. Jede sehnt sich doch schließlich nach einem eigenen Herd, an dem sie an der Seite eines geliebten Gatten als Herrin schaltet; warum sollten Sie grade eine Ausnahme machen?“

„Ich gestehe offen, daß mir solche Illusionen bisher fremd geblieben,“ erwiderte Helene heiter. „Wir beide finden vollkommen Genüge aneinander, nicht wahr Vater?“

Der alte Herr nickte und wollte antworten, aber Frau Schüzel kam ihm zuvor.

„Ja, wenn es immer so bleiben könnte,“ sagte sie ernst. „Aber ewig können wir nicht beisammen bleiben, das ist leider einmal nicht anders. Und das wahre, echte Glück der Frau liegt doch in ihrem natürlichen Beruf als Gattin und Mutter. Auch Sie werden sich dessen bewußt werden, wenn eines Tages erst der Rechte kommt. Gerade Sie, die Sie einem Mann so viel zu bieten vermögen. Nein, bitte, wehren Sie nicht ab, unsere gemeinsamen Freunde haben mir viel von Ihnen erzählt; aber selbst abgesehen von Ihren vielen anderen liebenswürdigen Eigenschaften, besitzen Sie doch wahrhaftig schon in Ihrer herrlichen Kunst eine Mitgift, die allein schon genügen müßte, einen Mann zu beglücken — ich —“ und nun wandte die Stiftsdame sich wieder dem Konsistorialrath zu und wiederholte ihm, wie Helenes Spiel sie vorhin entzückt habe, und wie glücklich sie sich schätzen würde, wenn sie öfters dieser wunderbaren Musik lauschen und sich davon die traurigen Gedanken ver scheuchen lassen dürfe . . .

„Sie sind uns natürlich jederzeit willkommen, gnädige Frau,“ sagte Helene, die immer froh war, wenn sie jemand eine Freundlichkeit erweisen konnte.

„Selbstverständlich,“ — ergänzte der Konsistorialrath, „und da Sie eine große Musikfreundin sind, wird es meiner Tochter sicher Freude machen, Ihnen jedesmal etwas vorzuspielen.“

Die Dame nahm sichtbar erfreut die Einladung an, und als sie damit gleichsam der Zweck ihres Besuchs erschöpft, erhob sie sich und verabschiedete sich mit dem Versprechen, in den nächsten Tagen wieder zu kommen. —

„Eigentlich sonderbar, daß Böfflers die Dame gerade an uns dirigiren; wir waren doch nie so intim,“ meinte Helene, als sie eine Stunde später mit dem Vater beim Abendbrot in der Veranda saß. „In welchem Stift mag sie wohl gewesen sein?“

Der alte Herr zuckte die Achseln. „Eine rechte alte Bappels-liese,“ sagte er lachend. „Was will man machen? Man muß die Leute nehmen, wie sie sind.“

„Ach ja, und sie ist Witwe und noch fremd hier!“ setzte Helene hinzu. Sie nahm sich stets mit besonderer Vorliebe der Einsamen, Alleinstehenden an, vielleicht in der halb bewußten, halb instinktiven Vorahnung, daß sie selber einst zu den Verlassenen gehören werde.

Helene war nicht mehr ganz jung; die Mitte der Zwanziger hatte sie immerhin schon einige Jahre überschritten, aber ihr heiteres Temperament und ihr frisches freundliches Wesen ließen sie jünger erscheinen. Schön war sie nicht, anmüthig wäre sie vielleicht gewesen, wenn sie „etwas aus sich zu machen“ verstanden hätte. Aber das verstand sie nicht; der prall und glatt die etwas hervorspringende Stirn umrahmende blonde Scheitel stand dem breiten, gesunden Gesicht so unvortheilhaft wie nur möglich, und das unmoderne nonnenhaft schlichte Hauskleid trug auch nicht dazu bei, die Reize ihrer wohlproportionirten Erscheinung zu heben. Vielleicht lag es an ihrem unscheinbaren Außern, vielleicht trug auch nur ihr zurückhaltendes Wesen im Verkehr mit Herren schuld daran, daß sich bisher noch kein annehmbarer Bewerber für sie gefunden hatte, und daß sie neben viel häßlicheren und geistig weit unbedeutenderen Altersgenossinnen übersehen wurde. Sie hatte sich deshalb lange mit dem Gedanken befreundet, unverheiratet zu bleiben; bei dem friedlichen und freundlichen Leben, das sie an der Seite ihres Vaters führte, hatte die Aussicht, eine alte Jungfer zu werden, absolut nichts Unangenehmes oder gar Erschreckendes für sie. Der Konsistorialrath dachte über diesen Punkt zwar anders. Helene war bei all ihren häuslichen Tugenden und ihren liebenswürdigen Eigenschaften keine moderne, selbständige Frau; ihr fehlte die Energie, der weit-schauende Scharfblick, welchen eine alleinstehende Frau bedarf, wenn sie allen Eventualitäten und allen unermesslichen Widerwärtigkeiten des Lebens erfolgreich begegnen will. Der Gedanke an Helenens Zukunft, wenn er sie verlassen hatte, lag ihm oft schwer am Herzen.

Auch heute. Die Bemerkungen der Stiftsdame hatten allerdings Betrachtungen in ihm angeregt. Helene war sein jüngstes Kind; ein Sohn von ihm amirte seit Jahren als Pastor in einer fernen norddeutschen Stadt, zwei ältere Töchter waren gestorben. Auf diese Jüngste, die ihm noch geblieben, konzentrirte sich seine große Liebe und Sorge.

Während Helene nach dem Essen ihre Blumen im Garten begoß, saß er auf der Veranda und schaute ihr zu.

Die Frau hat Recht, dachte er. Warum sollte Denken, die ihrem Gemüth und Wesen nach so recht prädestinirt ist, einen Mann zu beglücken und ihm ein behagliches Heim zu schaffen, warum sollte gerade sie einsam bleiben? — Wenn nur der Rechte käme, einer, der ihre Vorzüge auch wirklich zu erkennen und zu schätzen weiß, und wenn sie dann nur selber Gefallen an ihm fände! — Lieber Gott, ich könnte ruhiger sterben, wenn ich sie in guten Händen wüßte, — ihre Zukunft ist wirklich meine einzige Sorge.

II.

Um dieselbe Zeit, wo Frau Schüzel-Warren bei Preekmanns Besuch machte, saß Frau Therese Beyer, eine reiche, junge Witwe, die in einer vornehmen Straße Leipzigs eine elegante Etage be-

wohnte, in ihrem kleinen, behaglichen Wohnzimmer vor dem Schreibtisch und las mit sichtbarer Spannung und einem seltsamen, aus Spott, Wehmuth, Enttäuschung und Befriedigung zusammengesetzten Ausdruck ihrer klassisch schönen Züge ein Schreiben, das die Post ihr soeben gebracht hatte.

Frau Beher war in ihren Grundsätzen und Anschauungen, in ihrem Wesen und Auftreten, kurz innerlich und äußerlich, eine sehr resolute, selbständige, durchaus moderne Frau. Diese Eigenschaften, denen sie ihre ganze angenehme Position verdankte, hatten sie auch heute vor einer folgenschweren Enttäuschung und einem schlimmen Schicksal bewahrt.

Therese war das Kind eines höheren Beamten. Sehr jung noch, hatte sie ihre beiden Eltern verloren. Vermögen war nicht vorhanden; reiche Verwandte boten freilich der kaum siebzehnjährigen unbemittelten Waise eine Zufluchtsstätte an, aber sie lehnte dankend ab und zog es vor, sich ihren Unterhalt selbst zu verdienen. Man rieth ihr, sich als Kinderpädagogin ausbilden zu lassen oder eine Stellung als Stütze anzunehmen, aber beides konvenirte ihr nicht. Ein schon damals stark entwickelter Drang nach Freiheit und Selbständigkeit lenkte ihre Blicke auf eine Laufbahn, die sie diesem Ziele möglichst nahe rückte. So trat sie als Lehrling in das große Putz- und Modewarenhaus Klaus H. Beyer Erben, befeiligte sich einer großen Freundlichkeit im Verkehr mit der Kundschaft, einer nimmermüden Willigkeit den Vorgesetzten und einer unerschöpflichen Geduld und Gefälligkeit den Kolleginnen gegenüber und brachte es soweit, daß man sie nach zwei Jahren mit einem recht ansehnlichen Gehalt als erste Verkäuferin engagirte.

Ungefähr um dieselbe Zeit kehrte der junge Chef des Hauses von einem mehrjährigen Aufenthalt im Auslande zurück. Er sah die junge, bildhübsche Verkäuferin, verliebte sich in sie und heiratete sie vom Fleck weg.

Therese hatte also gute Karriere gemacht, und Karl Beher fand auch niemals Ursache, seine Liebesheirat zu bereuen. Therese war eine ebenso umsichtige, tüchtige, allzeit freundliche Geschäftsbefähigte, wie sie vordem eine gewissenhafte, fleißige Angestellte gewesen war, gleich beliebt bei Personal und Kundschaft. Leider wurde die sehr glückliche Ehe des jungen Paares schon nach wenigen Jahren durch Herrn Beyers Tod getrennt. Er starb an einem epidemischen typhösen Fieber; in seinem Testament hatte er seine Frau zur Universalerin eingesetzt; auch das Vermögen der beiden Kinder, zweier kleiner Mädchen, sollte sie kautionsfrei bis zu ihrem Tode behalten.

Frau Therese betrauerte ihren Mann tief und schmerzlich. Das Geschäft verkaufte sie bald danach und zog sich mit ihren Kindern ins Privatleben zurück.

Jahre vergingen. Die Zeit linderte und heilte ihren Schmerz, die beiden kleinen Mädchen entwickelten sich prächtig und Frau Therese hätte eigentlich gar keine Ursache gehabt, sich in ihrem sorglosen, glücklichen Leben nach einer Veränderung zu sehnen, — aber sie war eben keine Natur, die sich auf die Dauer in die Einsamkeit schicken konnte. Ihre Kinder füllten ihr Leben nicht ganz aus, es blieb eine Lücke; wenn sie die kleinen Mädchen abends in ihre Bettchen gebracht hatte und allein auf dem Balkon saß, kam eine unbestimmte Sehnsucht über sie, deren Ziel sie selber nicht kannte, und die sie deshalb für Heimweh nach verlorenem Glück und trauerndes Gedenden früherer Zeiten hielt.

„Sie müssen wieder heiraten!“ sagte eine Bekannte von ihr, eine vermögenslose Witwe eines Eisenbahnbeamten, mit der sie hin und wieder verkehrte, und der sie eines Tages ihr Herz öffnete.

„Gewiß, Frau Beyer, Sie sind noch viel zu jung, Witwe zu bleiben, Sie haben noch Ansprüche an das Leben.“

Frau Therese schwieg einen Augenblick; die Bemerkung der Frau fiel wie ein Stein in stilles Wasser in ihre Seele und zog wie dieser immer weitere Kreise in ihren Gedanken.

„Sie mögen recht haben,“ sagte sie nachdenklich, „wenn sich das nur so glatt machen wie sagen ließe. Sie wissen, daß ich mich seit meines Mannes Tode beinahe von allem Verkehr zurückgezogen habe und deshalb kaum Gelegenheit zur Anknüpfung von Bekanntschaften hatte. Die Zeitung als Heiratsvermittlerin ist mir nicht sympathisch, obschon ich keineswegs sentimental denke, und die gewerbmäßigen Vermittler sind mir geradezu widerwärtig. Außerdem müßte ich, meiner Kinder wegen, doppelt vorsichtig bei der Wahl eines zweiten Mannes zu Werke gehen. Genug, wenn ich wirklich den Wunsch hätte, mich wieder zu verheiraten, würden mich die vielen Schwierigkeiten schon verhindern, den Gedanken in die That umzusetzen. Nein, nein, liebe Frau Puzbach, ich bleibe am besten, wie ich bin.“

„Ehen werden im Himmel geschlossen,“ sagte die Eisenbahnbeamtenwitwe phatetisch, „und Gottes Wege sind wunderbar; wenn Ihnen ein neues Glück bestimmt ist, werden Sie es auch finden, verlassen Sie sich darauf.“

Etwas zwei Monate nach dieser Unterredung begegnete Therese Frau Puzbach eines Abends auf der Straße in Begleitung eines Herrn, den diese ihr als Herrn Baron von Selm aus K am Rhein vorstellte. Herr von Selm hatte Geschäfte in Leipzig, er hatte Frau Puzbach Grüße von ihrem in K lebenden Bruder, der dort ein Hotel besaß und mit dem er intim befreundet war, überbracht und verkehrte jetzt öfters bei ihr. Augenblicklich waren sie auf dem Weg in ein Gartenkonzert. Frau Puzbach bat Therese, sich ihnen anzuschließen, und da der Abend schön war und sie sonst nichts zu versäumen hatte, nahm sie die Aufforderung gern an.

Herr von Selm war ein hübscher, eleganter Mann in den besten Jahren, mit angenehmen Manieren und von einnehmendem Wesen und ein unterhaltender Gesellschafter. Während alle drei dem nahen Restaurationsgarten zuschritten, flüsterte Frau Puzbach Therese zu, daß sie wirklich glücklich über ihre — Therese's — Begleitung sei; sie habe nämlich so arge Kopfschmerzen und könne nicht viel sprechen, doch hätte sie Herrn von Selms Einladung nicht gut ablehnen können.

Therese und Herr von Selm unterhielten sich deshalb in den nächsten Stunden fast allein miteinander; nur hin und wieder warf Frau Puzbach, die wirklich leidend schien, eine zerstreute Bemerkung dazwischen. Therese, die im ersten Jahre ihrer Ehe mit ihrem Mann eine Rheinreise machte, hatte bei dieser Gelegenheit auch K kennen gelernt. von Selm erzählte, daß er eigentlich kein geborener Rheinländer sei; seine Mutter und seine Schwestern wohnten aber in K und er selbst war Direktor einer dortigen Bank.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Nummer 16.

Skizze von R. Baranzewitsch.

Dumpfes Schweigen herrscht im Krankensaale des Hospitals. In der Mitte, vor einem mit Medikamenten beladenen Tischchen, sitzt eine junge Barmherzige Schwester; an den Wänden ziehen sich die langen Reihen der Betten hin; über jedem hängt an der Mauer ein Blechtäfelchen, auf dem die Nummer des Kranken verzeichnet ist; auf den Kissen sind die geschorenen Köpfe verwundeter Soldaten sichtbar. Der scharfe Geruch des Karbols erfüllt die Luft.

Gene Verwundeten, die sich etwas wohler fühlen, haben ihre Mittagstration zu sich genommen und sind dann unter ihren aus grobem Bauerntuche gefertigten Decken eingeschlafen; die nicht einschlafen konnten, sind so schwach, daß sie die Ruhe des Saales nicht zu stören vermögen. Nur ein eintöniges Summen ist zu

vernehmen, bald stärker, bald schwächer werdend; es rührt von einer großen blauen Fliege her, die unruhig von den Betten zu den Fenstern und zurück fliegt. Was eigentlich diese zudringliche Fliege wollte und weshalb sie hierher geflogen war, ist schwer zu sagen; aber nichtskdestoweniger verfolgte einer der wach gebliebenen Verwundeten, über dessen Kopf die Nummer 16 zu lesen war, mit besonderer Beharrlichkeit ihren Flug. Es war dies ein noch ganz junger Bursche mit spärlichen, weißblonden Härchen auf der wulstigen Oberlippe, mit breitem Gesichte, aus dem starke Backenknochen hervortraten. Die Pupillen seiner großen grauen Augen waren unnatürlich erweitert und glänzten in fieberhaftem Feuer; dabei drückte sich in ihnen ein seltsam wehmuthsvolles und unruhiges Staunen aus. Er schien unerträgliche Schmerzen zu leiden, denn er athmete schwer und mit häufigen Unterbrechungen, nach denen große Schweißtropfen auf seiner bleichen Stirn sichtbar wurden.

Endlich wurde aber auch Nummer 16 ruhiger, sein Athem ging stiller, die Augen schlossen sich halb. Und die blaue Fliege summt immer fort im Saale herum. Aber dem Kranken dünkt es, daß nicht die Fliege summt, sondern daß die reifen Aehren des hohen Roggens rauschten, vom Winde geschüttelt; sie rauschen und sprechen leise zu dem benachbarten Wäldchen. Auf der Landstraße kommen die Bauern schaaarenweise von der Arbeit und plaudern über die Wirthschaft. „Der Segen Gottes,“ sagen sie, ihre Blicke auf das reife Korn werfend, „ein wahrer Segen! Vielleicht werden wir in diesem Jahre doch einmal genug des lieben Brotes haben!“

Und in der That, es giebt Brot in Hülle und Fülle. Auf den Feldern prangen die schweren Garben; von einer Morgenröthe zur andern knarren ununterbrochen die Leiterwagen, die das Getreide zu den Dreschtennen führen.

Und nun geht auch der Sommer zu Ende, die Kraniche ziehen nach dem Süden, es kommen kleine Frösche, auf den Teichen und den kleinen Buchten zeigt sich schon eine dünne, glasähnliche Eisdecke. Jetzt hebt im ganzen Dorfe ein Poltern an, das Dreschen beginnt.

Auch Fedot drischt sein Brot, Fedot mit den weißen Brauen und Wimpern. Er drischt und drischt und versinkt dabei in tiefe Gedanken. Es sind keine fröhlichen Gedanken. Ein Ukas ist erlassen worden, der die Bauern nach der Stadt zur Auslosung beruft. Er wird also die junge Frau mit dem Söhnchen, den alten Vater und die Mutter verlassen, er wird zur Rekrutierung gehen müssen. Wenn er wenigstens wüßte, daß man ihn für untauglich erklären würde! Doch nein! Kein Fehler ist an ihm zu finden, alles, wie es sein soll; nicht lahm ist er, nicht blind, und der Wuchs paßt genau zum Maße; er ist, wenn auch nicht schön geformt, dennoch, wie es bei den Russen üblich, stark gebaut.

Die trüben Gedanken haften im Kopfe Fedot's fest, so fest, daß es unmöglich ist, sie daraus zu verjagen; die Stirn runzelt sich, die Augenbrauen schieben sich zusammen, und er fühlt nicht, wie Jemand seine wunde Brust leise berührt, etwas abhebt von ihr und es nachher wieder darauf legt, etwas Kaltes und Wohlthuendes, so daß seinen fest zusammengepreßten Lippen unwillkürlich ein leiser Seufzer der Erleichterung sich entringt.

„Nun, Lieber, bist Du durstig? Willst Du etwas Wasser?“ lispelt Jemand undeutlich vor seinem Ohre.

Mit Anstrengung öffnet er die Augen. Vor ihm schimmert das herabgebeugte gute Antlitz der Barmherzigen Schwester, und seine Lippen empfinden die Berührung des kalten Kruges.

Und die Fliege summt noch immer; aber nein! Das ist ja wieder keine Fliege, sondern Roggen, der unter dem Hauch des warmen Sommerwindes gleich dem Meere wogt, und ringsum dehnen sich weit, weit im Raume die heimathlichen Felder, die irgendwo in der Ferne von dem blauen Streifen eines dichten Waldes umsäumt sind.

Plötzlich aber wird das Bild ein völlig anderes; es ist finster und kalt . . . Er lauscht: Der Schnee kreischt unter den Rufen des breiten Schlittens, die Pferde laufen schnell, die Insassen des Schlittens mit kleinen Schneebällen bewerfend; und nur der Wind mit seinem wilden Heulen begleitete diesen traurigen Zug im Dunkel der Winternacht.

„Genug, weine nicht!“ sagt er zur Frau, die seit der Abfahrt vom Dorfe seinen Hals umklammert hält und, ohne ihn loszulassen, unaufhörlich weint und schluchzt. „Fürchte Dich nicht, Marja, ich lehre zurück!“

„Wir kehren zurück! Wir alle werden zurückkehren, wir werden aus dem Kriege zurückkehren!“ schreit lustigen Tones Onaschka, der Damp und Trunkenbold, der oben auf dem Putschbod sitzt und die Füße herabhängen läßt, so daß sie leicht über die glatte, wie gegossenes Silber glitzernde Schneedecke gleiten.

„Wir werden zurückkehren, wir werden zurückkehren!“ beginnen nun auch die Uebrigen, die auf den anderen Schlitten fahren, zu rufen. Und dann stimmen sie ein lustiges Lied an.

Aber plötzlich bricht der Gesang jäh ab, und die Schlitten fahren hinein zum Thore des Wirthshauses. Wolken frostigen Dampfes bringen die Eintretenden mit hinein in die Schankstube. Es wird eng in dem Raum. Breite Bärte, geröthete Gesichter, dicke, klaffende Lippen, Biergläser schimmern durcheinander. Die Bauern räuspern sich, spucken herum, läuen, wechseln Worte untereinander, zanken. Der Lärm wächst immer mehr an.

„In früheren Zeiten, Bruder, hätte man solchen Burschen nicht assentirt! Aus welchem Grunde auch, wenn er arbeitsam ist, reblich friedlich!“

„Gewiß, man hätte Dich vorher um Erlaubniß gefragt! Was Du da zusammenplapperst! Aber, Dummkopf, haben wir denn etwa zu wenig Trunkenbolde? Sind die bei uns eine Seltenheit? Da hast Du zum Beispiel Onaschka! Mit großem Vergnügen lasse ich ihn assentiren!“

„Freilich, solche Kerle muß man assentiren! Was hat er da zu verlieren? Wenn er noch Jemandem nützlich wäre!“

„Wir werden zurückkehren, wir alle werden zurückkehren!“ schreit Onaschka wieder und zeigt seine weißen Zähne.

„Schade auch um Onaschka!“ denkt Fedot; „er ist doch auch ein Mensch! . . . Die Bauern haben nicht recht gesprochen! . . .“

Plötzlich ist wieder alles, die Schänke, die Bauern, das laute Schnarren der kräftigen Stimmen verschwunden, und statt dessen zeigt sich ein großes Zimmer mit vielen Fenstern und Tischen; an den Tischen sitzt die Epauletten tragende Obrigkeit; und vor der Obrigkeit steht Fedot, nackt, ganz nackt, wie bei seiner Geburt, und er schämt sich so sehr, daß er fast weinen möchte

Weinen? Er weint aber gar nicht, jemand Anderes weint ja; eine Frau weint, und keine fremde Frau, seine eigene Gattin. Marja, sie weint und streckt ihre beiden Hände nach ihm aus, bemüht, ihn zu erfassen; aber sie kann es nicht, denn er steht auf dem hohen Gestell unter dem Maße, hoch über ihr. Aber warum weint sie denn fortwährend? Ach, wie schwer, wie schmerzlich es anzuhören ist!

Der Bett Nachbar, der die ganze Zeit über geschlafen hat, wird jetzt plötzlich unruhig und fängt zu ächzen an. Die Träume verschwinden. Fedot öffnet leicht die Augen. Wiederum schimmert das wohlbekannte Antlitz der Barmherzigen Schwester vor ihm; noch Jemand, der Feldscheer oder der Arzt, mit den glitzernden Knöpfen, beugt sich nieder zu ihm; dann sprechen sie leise miteinander. Und der Nachbar ächzt immer fort, noch immer fort, immer mehr und mehr.

„Aha, das paßt Dir nicht!“ sagt Fedot; „freilich, es ist nicht so, wie wenn man zu Hause neben dem Ofen liegt. Das ist Dienst. Deine Schuldigkeit thust Du nicht, und wie Dir etwas, das Ge-

ringste zustoßt, so paßt es Dir nicht. Was verziehst Du die Frage? Ich werde Dir wiederum über das Maul fahren, Du ungeschliffener Bauernlummel!"

Aber es zeigt sich, daß gar nicht Fedot das spricht, denn er ist ja nicht imstande zu sprechen: seine Lippen sind verklebt und so fest aneinander gepreßt, daß man Gewalt hätte anwenden müssen, um sie zu öffnen — nein, der Korporal spricht es, ein kräftiger, stämmiger Bauer; sein Schnurrbart mißt fast eine Viertel-Elle; seine Stimme dröhnt gleich einer Trompete; und wenn er brüllt „Habt Acht!“, gleicht es dem Heulen eines Bären im Walde, und die Kniee beben den Rekruten. Der Bauer Fedot versteht die Befehle des Korporals schlecht und verfällt unaufhörlich den Disziplinarstrafen: es heißt den Hof reinigen, das Wasser ausschütten und andere schwere Arbeiten verrichten, und dies alles unter der Begleitung von Maulschellen und Genickstößen. Und das Exerzieren? Das will auch nicht recht in Fedot's Kopf, lange hat er kein Verständniß für das Militär-Reglement, und ein unsägliches Bittern ergreift ihn, wenn er die Kommandoworte hört: „Richtet Euch! Links um! Marsch! Links, rechts, links, rechts, links . . . links! . . .“

„Thut nichts, thut nichts, fürchte nichts, mein Lieber, das ist Wasser, kaltes Wasser, es wird Dir den Kopfschmerz lindern!“ läßt sich jetzt wieder ein zartes Klüstern vernehmen, und etwas wirklich Kaltes preßt sich an Fedot's Stirn, und thatsächlich scheint es ihm Erleichterung zu bringen; er öffnet die Augen und betrachtet mit unverwandten Blicken das milde Antlitz der Barmherzigen Schwester.

„Gottes Segen, liebe Schwester . . . Engel des Himmels . . . In . . .“

Die Worte ersterben auf seinen Lippen, sein bleiches Haupt gleitet auf die Seite des Kissens herab, und die weitgeöffneten Augen starren in den Raum. Dieselbe Stille herrscht im Krankensaale. Es ist schon ganz dunkel geworden; aber das Licht ist noch nicht angezündet, und im grauen Nebel der einbrechenden Dämmerung treten kaum die Umrisse der auf den Betten ruhenden Gestalten hervor.

„Sieh' da, wohin ich gerathen bin!“ denkt Fedot. „Aber wie ist denn das geschehen? Ich kann mich nicht recht erinnern!“

Er will eine Anstrengung machen, um sich zu erheben; er will etwas sagen, etwas fragen; aber die schlaffen Augenlider schließen sich von selbst wieder. Und er sieht nun weder den Krankensaal, noch die Betten, noch die auf diesen ruhenden Gestalten, sondern die Sonne quält unerträglich hellleuchtend seine Augen, brennt ihm auf den Kopf, und er selbst schreitet, eingereicht in der Front, auf einer breiten Fläche dahin; und das Gehen fällt ihm so schwer, so schwer, daß er sich auf die Erde stürzen möchte, um nicht wieder aufzustehen. Aber keinem geht es besser. Sieh' die blaffen, ausgehungerten Gesichter, die sie alle haben! Ja, es ist nichts Leichtes, die Plinte, den Mantel, den Tornister zu schleppen! O, die braven Soldaten haben es nicht leicht!

Und jetzt ertönt plötzlich ein wohlbekanntes Kriegslied, ein langes, schwermüthiges Lied, das nicht in fröhlichen Tönen über Berge und Thäler hallt, sondern ein Lied, das sich wie eine schwere, bleierne Last auf die Seele des Menschen legt. Und dieses Lied wird nicht von lustigen, frischen Stimmen gesungen, sondern es singen matte, kraftlose Menschen; sie singen, und ihre Kehlen sind durch den Durst ausgetrocknet; sie singen und singen, und wenn sie müde werden, halten sie eine kleine Zeit inne und fangen dann wieder von neuem an.

„Halt!“ schreit der an seiner Seite auftauchende Korporal, „singe nicht weiter!“ Fedot fühlt, wie der Korporal ihn beim Krage erfährt und sein Antlitz wider etwas lange stößt, so daß ihm der Kopf schwindelt, und feurige Streifen vor seinen Augen aufblitzen. „Habe ich es Dir denn so gezeigt? So, so? Du Dumm-

kopf, Du grober, ungeschliffener Kerl! In den Arrest mit Dir marsch! . . .“

„Das, Bruder Fedot, ist viel schlimmer, als jeder Kerler,“ spricht Onascha, der, in seinen Mantel gehüllt, neben ihm liegt und vor Kälte zittert. „Wenn wir wenigstens etwas Branntwein zu schlucken hätten! Aber wo wäre der zu bekommen?“

Ja, es ist wahr, kein Branntwein zu bekommen! Beide, Fedot und Onascha, liegen auf dem Felde. Der Himmel ist mit Wolken umzogen, der Wind pfeift unablässig, ein feuchter Schnee, mit Regen gemischt, hat ihre Mäntel ganz durchnäßt. Oben ist Wasser, unten ist Wasser, und man kann weder fortgehen, noch sich abtrocknen, denn man liegt in einer Postenkette und erwartet ihn; und wie lange dauert es noch, bis die Ablösung kommt; und ob es überhaupt eine Ablösung geben wird, ist auch nicht bekannt. Nun werden sie ihn tüchtig durchprügeln, wenn Gott helfen wird! Sie werden ihn so zermalmen, daß es eine Freude sein wird. Denn, erstens, empöre Dich nicht gegen Väterchen Zar, rebellire nicht! Und weiter erzählte uns ja der Feldwebel, daß sie die Kirchen schänden, an Gottes Tische die Pferde binden, die Dörfer in Brand stecken, Frauen und Kinder morden und unseren braven Soldaten allerhand Martern anthun! Ist dies etwa schön gehandelt? Aber hier auf dem Felde liegen ist doch auch nicht gut. Unvergleichlich besser wäre es zu Hause hinter dem Ofen. Aber man kann nichts thun, die Obrigkeit hat uns hierher gesendet, obzwar, die Wahrheit gestanden, die Brüderchen dies alles nicht werth sind.

Doch woher hat Onascha Branntwein genommen? Weiß der Teufel, eine volle Patronentasche bringt er; echter, russischer Branntwein, nicht die hiesige Sorte, von der einem übel wird. Onascha trinkt selber und traktirt noch dazu. „Dank, Dank, Onascha, Bruder mein, Du bist ein goldener Mensch!“ . . .

Fedot öffnet die Augen und sieht, daß statt des Onascha neben ihm die Barmherzige Schwester steht und ihm mit einem Böffel irgend eine bittere Flüssigkeit in den Mund gießt.

„Das ist eine Arznei, mein Lieber; trink aus, trink aus. Fürchte Dich nicht, es wird Dir besser werden!“

„Mir ist ein wenig kalt, liebe Schwester,“ flüstert er.

„Nun, so trink nur aus, und Du wirst Dich erwärmen!“

Er will sich nach Onascha erkundigen, aber er sieht das Tischchen mit Medikamenten und begreift, daß er im Hospital ist, daß es hier keinen Onascha giebt und nicht geben kann, denn der Trunkenbold hat schon längst seinen Brausekopf niedergelegt.

„Wir kehren zurück! Alle werden wir zurückkehren!“ hört er plötzlich Onascha rufen. . . . „Ja, Du bist zurückgekehrt, Bruder Onascha! Wie ist es denn unter solchen Umständen möglich, zurückzukehren? Schau nur, welch' Kugel- und Granatenregen! Die Verfluchten sparen wahrlich kein Pulver!“

„Ha, ha, ha!“ lacht Onascha laut auf. „Ach, Du Kopf voll Hirn! Sie schießen nur so oben hin; sie meinen, uns Furcht einzujagen. Aber sie sind nicht auf feige Männer gestoßen. Die Flintenkugel ist ein blindes Ding. Aber wenn wir da mit den aufgepflanzten Bajonetten angreifen werden, dann wird auch nicht einer davonkommen, wir werden sie alle zusammenhauen!“

„Ja, Du wirst alle zusammenhauen, freilich! Da hast Du sie, welch' unzähliges Heer, und immer mehr vergrößert es sich; immer mehr, wie wenn ein Fluß den Damm durchreißt. Der Pulverdampf hindert uns am Sehen, sonst würde man ihrer dort vielleicht noch mehr erblicken! Nun, mache Dich daran, sie zu vernichten! Sie stehen fest, die Verfluchten! Wären wir ihnen doch in den Rücken gefallen; so aber wirst Du nichts machen können! . . . Sie werden jeden Einzelnen von uns todt machen, und damit basta!“

Nun hebt das Flintenknattern an, und die Kanonen donnern. Alles ringsumher ist umwölkt von Pulverdampf, so daß selbst die Kameraden nicht mehr zu erkennen sind; immer häufiger und

häufiger blühen nur die kleinen Feuer auf, und die Kugeln sausen gleich jener blauen Fliege!

Alle schießen sie hastig auf's Gerathewohl, ohne zu schauen, als ob sie fürchteten, dem von allen Seiten herannahenden Tode in's Antlitz zu blicken; auch Fedot schießt, aber etwas unwillig, mit Pausen, und in seinem Kopfe tauchen verschiedene widersprechende Gedanken auf: bald wünscht er, daß man mit aufgeschpitztem Bajonnet angreifen und der Sache im Nu ein Ende machen möge; bald erinnert er sich seiner Marja und seines Söhnchens Und es fällt viel Kummer, o so viel Kummer auf sein Herz! Da jagt irgend ein Schwarm vorüber Alle drängen sich in einen Haufen zusammen, strecken die Köpfe vor, schauen nach einer Stelle Der General zeigt sich zu Pferde „Kinder“ Das Uebrige ist nicht vernehmbar; man sieht nur seinen hochgeschwungenen Säbel, sein Pferd, das sich bäumt, und alles ringsherum scheint sich auch zu bäumen es klappern die Kolben, und man stürzt vorwärts. Da läuft Dnaschka an Fedot vorüber, mit der Flinte in der Hand; es läuft ein zweiter, ein dritter Landsmann; der Feldwebel schwenkt den Säbel und läuft; der gute Leutnant Rogotkow schwenkt auch den Säbel und läuft Fedot richtet sich hoch auf, erhebt am ganzen Körper, die Hände sind wie Klammern um die Flinte gelegt, und auch er stürzt vorwärts

„Hurrah!“

„Wohin läufst Du, wohin, Du Toller!“ schreit der Vater, ihn bei der Hand fassend; aber Fedot schüttelt ihn ab und läuft.

„Nieber, wohin läufst Du! Haltet, haltet ihn auf!“ schreien verzweiflungsvoll die Mutter und die Frau, die sich an ihn klammern; aber er stößt auch die zurück und läuft immer vorwärts, dahin, wo unter dem Geschrei und Nachzen der Verwundeten ein fürchterliches Gemehel entstanden ist, wo Dunst, Blut und Feuer ist, wo sich alles zu einem gräßlichen Haufen zusammengeballt hat: der rothe Fez und das russische Käppi, härtige und hartlose wüthende Gesichter mit weit geöffneten Augen, schreckliche, schreiende Gestalten, die den von Blut klebrigen Stahl einander in die Brust bohren.

„Hurrah!“

Fedot stößt mit dem Bajonnet nach links und rechts, er kommt außer Athem, entringt sich kräftigen Händen, die ihn von allen Seiten umklammern, läuft vorwärts und stößt auf Dnaschka: der liegt auf dem Rücken, seine Zähne sind sichtbar, so wie damals in der Schänke, als er lachte und sagte: „Wir kehren zurück!“ Aber jetzt schweigt er, er schweigt

Da, siehst Du: auch ihm hat etwas einen schmerzhaften, ach wie schmerzhaften Schlag in die Brust versetzt; etwas ergießt sich aus derselben, etwas Heißes, Rothes. Einen Augenblick lang erscheinen vor seinen Augen die erschrockenen Gesichter der guten Schwester, des Feldscheers, einiger Soldaten; einen Augenblick lang fühlt er in seinen Händen statt des Bajonnetts den zinnernen Krug und plötzlich . . . nichts . . . weder die rothen Feze, noch Dnaschka, noch die liebe Schwester, nur vor den Augen drehen sich rasch ununterscheidbare, sich allmählich verbreiternde, feurige Kreise, und das Ohr hat kaum Zeit, Jemandes dumpfe, fast wie unter der Erde hervorkommende Stimme zu erfassen:

„Wirklich, er hat den Verband heruntergerissen! . . .“

Es dämmerd kaum das Morgenroth. Einige schlafen noch; andere erwachen, beten, die Blicke nach dem im Winkel hängenden Kreuzifix gewendet, oder richten sich die Decken zurecht; andere durchschreiten schon den Krankensaal, kurze Bemerkungen miteinander wechselnd und den Thee mit Ungeduld erwartend. Die ermüdete Warmherzige Schwester hat ihre beiden Hände auf dem Tischchen gekreuzt, in diese ihren Kopf gelegt und schlummert.

Fedot geht dahin. Er liegt ausgestreckt und athmet kaum mehr. Aus seinem papierweißen Gesicht ragt die spitzgeordnete Nase hervor; die vom Blut und Schaum verklebten Lippen sind

blau geworden; die halbgeschlossenen Augen sind tief zurück in ihre Höhlen gesunken, die auch blau unterlaufen sind.

Sein Bettnachbar betrachtet ihn lange und aufmerksam; hierauf erhebt er sich mit Anstrengung und tritt zu Fedot hin.

„Kamerad, hörst Du, Kamerad?“

Fedot öffnet die Augen.

„Dir ist schlecht?“

„Schlecht“

„Du, schau, wenn Du etwas nöthig hast, so sage es mir, wir sind ja aus einer Ortschaft. Ich weiß nur nicht, welche Ortschaft“

„Du bo wihstaja.“

„Es ist schon gut! Also soll ich etwa schreiben, Deiner Frau, meine ich?“

„Schreibel Nimm das Kreuz von mir herab meinem Söhnchen Wasjutka Wasjutka heißt er“

„Schon gut, gut! Und Deine Gattin, wie heißt sie denn?“

Aber Fedot hört ihn nicht mehr, möglich ist es zwar, daß er hört, aber antworten kann er nicht, es steht schon sehr schlecht um ihn. Von selbst fallen die kraftlos gewordenen Augenlider zu, im ganzen Körper tritt völlige Erschlaffung ein, nur im Kopfe noch schweben Bruchstücke irrender Gedanken.

„Das Kreuz unbedingt dem Söhnchen, damit er es trage und seines Vaters gedente Ermordet, ach ermordet haben sie mich warum haben sie mich ermordet? Warum haben sie Dnaschka ermordet? Sie haben ihre Erde, und wir haben unsere Erde Weshalb summt der Roggen? Der Roggen, weshalb summt er? Wer wird ihn schneiden? Der Vater ist alt, allein wird er damit nicht zu Stande kommen nicht zu Stande kommen! Wie kann man denn allein damit zu Stande kommen! Durchaus nicht Ach, es ist sehr böse, Brüderchen, sehr böse! Man hätte den Priester ich möchte beichten Er hört nicht, er ist fortgegangen Schwesterchen, Sie hätten den Priester Herrgott, Jesus Christus sei gnädig Deinem Knechte man hätte den Priester Alle sind sie fort Es ist dunkel Gott Gott sei mir gnädig! Ach, Brüderchen ich möchte beichten den Priester“

Der erste Sonnenstrahl streifte die breiten Fenster des Krankensaales, spielte mit seinen goldenen Bändern auf dem glatten Eichensboden, auf den Wänden, auf den Betten und beleuchtete das blasse, ruhige Antlitz des Verstorbenen. Die von demselben Sonnenstrahl erweckte blaue Fliege, die bis jetzt irgendwo versteckt gewesen war, fing wieder an, mit fröhlichem Summen im Krankensaale herumzufliegen

Apathisch trat der Feldscheer zum Bette hin, bog sich über den Kranken, befah ihn, und zur Thür zurücktretend, befahl er den Soldaten:

„Eine Bahre für Nummer 16!“

(Nachdruck verboten.)

Ein Schmetterling.

Erzählung von P. E b e r h a r d i.

„Papa! Mama!“

Ella flog mit weit ausgebreiteten Armen über den blumigen Wiesengrund dem dämmerigen Walde zu, aus dessen Schatten soeben die Gestalten ihrer Eltern hervortraten. Den jubelnd umarmten Vater hätte sie beinahe umgerissen, wenn sie ihn nicht im Wirbel mit sich herumgedreht hätte. Der würdevolle Herr Landgerichtsrath war ganz außer Fassung gekommen, er schnappte nach Luft.

„Aber Ella, wie unweiblich!“ tadelte die Mutter. Aber da umschlang auch sie der alles zerdrückende Liebesring und ein Kuß verschloß ihr den Mund.

„Willst Du mich loslassen!“

„Nein, erst noch diesen Fuß und diesen! So! Nun wißt Ihr, wie ich Euch liebe.“ Und ihr hübsches erhitztes Gesicht so recht schmerzlich verziehend, seufzte sie: „Ach, es ist schrecklich wenn Kinder undankbare Eltern haben.“ Dabei saß ihr der Schelm in den Grübchen, die nur bei heiterer Laune ihre Wangen zierten.

Dann glättete sie das Chemisett des Vaters und zupfte ihm die Kravatte zurecht, während sie mit einem aufwärts gekehrten Blick das Unwetter beschwor, das seine hohe Stirn umschwebte und unter seinen buschigen Braunen hervor schon verderbliche Blitze sandte.

„Wilsfang!“ war alles, was er schon mit verzeihendem Grollen sagte.

„Das geht nicht so weiter!“ schalt jetzt die wieder zu Athem gekommene corpulente Mutter.

Ella fächelte sich mit dem Taschentuch Luft zu.

„Das soll es ja auch nicht, Mama. Ich wollte Euch nur einmal umarmen, obwohl Ihr verdient, daß ich es zehnmal thäte. Oder soll ich?“

„Nein, nein!“ riefen beide in furchtsamer Abwehr.

Trotzdem breitete Ella beide Arme aus.

„Also Ihr verzeiht mir? Denn sonst —“

„Ja, ja,“ scholl es einstimmig zurück.

Das junge Mädchen brach in ein unbändiges Lachen aus und klatschte vor Vergnügen in die Hände. Der Gegenstand ihrer unziemlichen Heiterkeit war ein junger Mann, ihr Gegner auf dem Tennisplatz drüben, dem statt des Balles die schöne Ballwerferin davon geflogen war.

„Seht nur, da steht er wie verdonnert!“ rief sie und wies lachend hinüber. „Der dort mit dem gelben Strohhut. Eine geknickte männliche Butterblume. Wenn nur nicht etwa eine Kuh ihn frißt!“

Der zierliche kleine Herr mit dem breitrandigen buttergelben Strohhut sah in dieser Entfernung allerdings recht unbedeutend aus, wogegen die in der Nähe weidenden Kühe wie Kolosse erschienen. Der Tennisplatz war improvisirt. Es spielten noch einige Paare dort, immer eine Dame gegen einen Herrn. Auch die anderen lachten über das verduhte Aussehen des so plötzlich Verlassenen, wenn auch etwas diskreter, als Ella von Wangenheim.

„Aber Ella, das ist ja —“ rief die Mutter entsezt.

„Der kleine Baron,“ ergänzte sie lachend. „Komisch ist er ja immer, aber so schrecklich komisch habe ich ihn noch nie gesehen.“ Dann nickte sie wie ein rechter Kobold mehrmals zu ihm herüber. Der Landgerichtsrath küßte grüßend den Hut und der Baron schwenkte den seinigen wie ein Triumphator, was Ella noch mehr zum Lachen reizte.

„Du spielst mit Baron Alfred?“ fragte der Vater.

„Ich „spiele“ mit ihm,“ antwortete sie neckisch.

„Wie ein Kind, wie mit allem,“ zürnte die Mutter. „Wann wirst Du endlich vernünftig werden?“

„Mit vierzig, Mama, ganz bestimmt,“ kam es ganz ernsthaft von dem frischen rothen Mund. Der Rath hätte beinahe gelacht, doch ein Blick seiner Gattin gab ihm einen Ruck und das rettete seine Würde.

„Der Baron ist die beste Parthie im ganzen Kreise,“ eiferte die Mutter. „Andere Mädchen in Deinem Alter haben schon einen —“

„Baron?“ schnitt ihr Ella das Wort ab. „Ich ja auch! Dort steht er und macht so ein Schafsgesicht. Fehlt nur noch, daß er „Bäh“ macht.“ Dieses „Bäh“ kam recht natürlich heraus und dann lachte sie wieder.

Die Mutter wurde puterroth, der Vater mit einem entsezten Blick auf seine Gattin kreidebleich.

„Ella, Du wirst sofort —“

„Oh, jetzt bist Du böse! Na warte, das soll er mir büßen. Meine Mama zu ärgern.“ Damit sprang sie über die blumige Wiese, so froh wie ein Kind, voll Lebenslust und Uebermuth. Der kleine Baron stand wie verzückt. Was da auf ihn zuslog, das war die Jugend, das war das Glück — sein höchstes Glück!

„Aufgepaßt!“

Da flog ihm auch schon der Ball an die Nase. Fräulein Uebermuth hatte ihn entgegen den Spielregeln mit der Hand geschleudert. Er mußte stark niesen. Die Butterblume fiel ihm vom Kopfe. Ringsum bedeutsames Nichern. Nur Ella blieb ernst.

„Baron, niesen Sie immer so stark?“ fragte sie.

Am diesem Abend las die Mutter dem Fräulein Uebermuth ein Privatissimum über Anstandsregeln. Sie hatte Ella erst zu Bett gebracht, um sie ganz fest zu haben. Durch eine Predigt! Ein Cicero hätte sie nicht besser machen können. Und als sie nach etwa halbständigem Schelten aufhören mußte, weil ihr der Athem ausging, fragte sie: „Siehst Du das ein, Du unseliges Kind?“

Doch durch den rothigen Mund ging der Athem ruhig aus und ein. Die Mutter hatte ihr Kind in den Schlaf gepredigt.

* * *

Es war im Herbst nach einem Hausball bei den Wangenheims. Papa war wüthend.

„Du bist ein Schmetterling!“

„Ach ja, Papa!“ rief Ella mit leuchtenden Augen. „Ein Schmetterling ist schön. Was Du immer für poetische Vergleiche hast. An Dir ist wirklich ein Dichter verloren.“

„Höre, Ella, jetzt ist's aber genug mit dem Unsinn. Ich spreche als Vater. Wirfst Du den Baron noch länger zum Narren machen oder ihn heiraten?“

„Wenn ich die Wahl habe — das letztere nicht!“

„Da soll doch —“

„Herr Landgerichtsrath!“ Sie hielt warnend den Finger hoch.

„Jetzt schicke ich die Mutter zu Dir.“

Da warf sie sich stürmisch an seine Brust.

„Ach nein, Papa. Mama ist ja so müde. Du weißt, das Alter — aber wir beide sind noch so jung und so lebensfroh. Wir trinken noch ein Gläschen Sekt zusammen, ja? Du hast den ganzen Abend nicht ein einziges mal mit mir angestoßen. Gerade, als ob Du mich garnicht lieb hättest. Und ich bin doch Deine Einzige! Sonst warst Du immer so lieb und nett und jetzt — da, trinke einmal! Trinke — oder ich bin böse! Mein Papa soll leben! Hip, hip —“

„Wirfst Du ruhig sein! Wenn die Mama —“

Sie dämpfte ihren Ton noch mehr.

„Ja, die Mama!“ Und flüsternd fuhr sie fort: „Also mein Papa soll leben! Hip hip, hurra!“

Der Landgerichtsrath lachte.

„Kobold! Kobold!“

„Sag lieber Schmetterling!“ schmeichelte sie. „Das klingt viel schöner. Und siehst Du, daß ich so ein loser Schmetterling bin, das ist ja eben mein Glück.“

„Wa—as?“

„Hil, die Mama. Ja, Papa, man ist doch bloß einmal jung. Ach —“ sie breitete die Arme aus — „und ich bin so jung! So was Junges giebt's ja garnicht mehr, wie ich jung bin! Erst „siebzehn“! Bei einem Mädchen heißt das den Frühling im Herzen tragen, der Sonne ihre Strahlen weghaschen, um sie durch die eignen Augen wieder herausblitzen zu lassen. Der Lebensgarten steht da im reichsten Blüten schmuck und Honig ist in jedem Blumenkelch. An allen nippen, keine brechen. Alle Freude genießen und keine erschöpfen. Nur dem Augenblick leben und nicht daran denken, daß es ein morgen giebt. Siehst Du, das ist Jugend. Das sind die goldenen siebzehn — das ist Glück!“

„Und wird Dir das Glück nicht einmal an der Nase vorbei fliegen?“

„Gott bewahre. Prost, Papachen!“

„Nein, nicht Prost, Du wilde Ränge!“

„Na, dann Bröstchen!“

„Nicht einmal nippen werde ich!“

„Huhuhu“, begann Ella zu heulen.

„Und wenn Du heulst wie ein Indianer auf dem Kriegspfade — wenn Männer lieben, wollen sie auch heiraten.“

„Ach geh, Papa!“

Der Rath sah nach der Uhr. Jetzt ist's aber Zeit, zu Bett zu gehen. Also wie stehts mit dem Baron? Wann darf er kommen?“

Sie lächelte Gewährung. „Nur nicht zu früh, Papachen. Heute will ich mich noch mal ordentlich ausschlafen. Dann mag die dumme Liebelei losgehen.“ Sie trank ihren Rest aus. „Und höre, Papa —“

„Was denn noch?“

„Im Garten muß es sein.“

„Jetzt im Herbst?“

„Erst recht. Nein, lieber auf der Wiese bei den Kühen, anders thue ich es nicht.“

„Also gut.“

„Und die Butterblume muß er aufsetzen.“

„Er soll doch nicht den Kühen gefallen, sondern Dir.“

„So gefällt er mir aber gerade. Und helle Beinkleider muß er anhaben.“

„Warum denn das?“

„Damit er sich grüne Flecke macht, wenn er kniet.“

„Da haben wir's. Das gaukelt und taumelt von Tollheit zu Tollheit —“

„Aber Papa, ich bin doch ein Schmetterling!“

Der große Tag kam. Fräulein Schmetterling spielte im Walde noch eine Zeit lang Verstecken mit dem kleinen Baron. Dann ließ sie sich finden — auf der Wiese bei den Kühen. Er war schon um sieben Uhr morgens dagewesen, um von dem Landgerichtsrath, der ein Fräuhauptstehrer war, zu hören, wie die wichtige Unterredung zwischen Vater und Tochter verlaufen war. Schweigend hörte er die Bedingungen Ellas an. Dann ritt er in wildem Galopp auf sein benachbartes Gut zurück.

„Na, der kommt nicht wieder. Wer wird sich denn so zum Narren machen lassen!“ dachte der Landgerichtsrath.

Aber Fräulein Schmetterling kannte die Männer besser. Um elf Uhr kam er wieder mit dem gelben Strohhut und hellen Beinkleidern.

So war Ellas Wille erfüllt, sogar bis auf die grünen Flecke. Als er sich die wirklich geholt hatte, durfte er wieder heimreiten, um die Kleider zu wechseln.

Aber er bekam etwas mit: den ersten Kuß von unschuldigen Mädchenlippen und das süße Geständniß Ellas, daß sie ihn schon lange lieb habe.

(Nachdruck verboten.)

Räthselecke.

Akrostichon.

- . — — Pflanzentheil.
- . — — weiblicher Vorname.
- . — — Blume.
- . — — Werkzeug.
- . — — Himmelskörper.
- . — — Gewässer.

Für die Striche sind Konsonanten, für die Punkte Vokale zu setzen. Sind die richtigen Wörter gefunden, so bezeichnen die Anfangsbuchstaben einen Theil des Jahres.

Bilderräthsel.



Gleichung.

$(a-b) + (c-d) + (e-f) + (g-h) = x$
 a viel verfolgtes Thier, b Aufruf.
 c Geschosse, d Werkzeug.
 e wichtig bei Auktionen, f Getränk.
 g italienischer König, h Theil der Kleidung.
 x Zeitabschnitt.

Quadrat-Züll-Räthsel.

Von German Rothensfels.

a			r
a			r
a			r
a			r
a			r
a			r

Folgende 24 Buchstaben: a, a, a, b, b, e, e, e, e, g, h, i, m, m, n, n, n, ö, s, t, t, y, z sind in obenstehendes Quadrat derart einzutragen, daß die 6 wagerechten Reihen ergeben: 1. Königreich, 2. Militärschriftsteller, 3. Fremdwort für Lehrer oder Meister, 4. Wüste, 5. skandinavische Insel, 6. Städtchen im Elsaß.

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler). V, der Vorhand, verliert a-Handspiel auf folgende Karte: a, b, cB, a10, K, D, cA; d10, D, 7.



Er hätte das sicherere d-Handspiel vorgezogen, aber M, der selbst ein b-Handspiel machen wollte, hatte bis c-Handspiel gereizt. Eine alte Skatregel besagt, daß ein Solo herumgeht, wenn ein andres Solo dagegen steht. So ist's auch hier. Trotz der anscheinend sehr günstigen Karte kommt der Spieler nur auf 46. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Logogriffs.

Hafen, Hasen, Hasen, Hagen.

Auflösung des Bilderräthfels.

Helgoland.

Auflösung des Magischen Quadrats.

B A L L
 A R I E
 L I E D
 L E D A

Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von C. Barain).

W. Kf2, Db7, Lc2, e3, Sc7, f3, Bc5, d2, e6.

Schw. Ke5, Lh5, Sb6, Bc3, c6, e7, f3.

1. Db7—a8, beliebig. — 2. Fünffach Matt.

Nichtige Lösungen gingen ein von: Richard Mallon, Florian Jagla, Marie Hartmann, Erna Bollack, Johannes Schellong, Hans Kühl, Felix Hirsch, Tassilo Naumann, Georg Steinbrück, G. H. F. Vork, Bromberg, Anna Großmann Crone a. B. Martha Maß, Frieda Maß, Laufer, Willh. Bollack, Herbert Heymann, Minna Schülke, Siegfried Götting, G. L. u. F. B., Oswald Beck, Bromberg.